

Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Erscheinung
außer den Sonn- und
Feiertagen täglich.
Kostet für das halbe Jahr
5 fl., das Vierteljahr 2 fl.
50 kr., ein Monat 85 kr.
Mit Anhang in das
Jahr 1 fl.
Einzeln Nummern 5 kr.
Mit
Postversendung:
Im Inland:
halbjährig 7 fl., viertel-
jährig 3 fl. 50 kr. 8. W.
Im Ausland:
halbjährig 4 fl. 50 kr.
Verleger und Eigentümer:
Th. Steinhilber's Erben.
Für die Redaction ver-
antwortlich:
Georg Essig.

Inserat
aller Art werden in der
Steinbühnen'schen Buch-
druckerei angenommen; für
Wien besorgen dieselben:
Haasenstein & Vogler,
Inf.-Gp., Wallfischgasse 10;
ferner die Annoncen-Bur:
A. Oepplik, Stubenbastei 2,
Rotter & Comp., I. Riemer-
gasse 13, R. Mosse, Seiler-
gasse 2; für's Ausland:
Haasenstein & Vogler in
Berlin, Gumbur, Frank-
furt am Main, Basel und
Paris; Adolf Steiner, Ann.-
Gp., Hamburg.
Der Raum einer einze-
ligen Spaltenbreite kostet beim
einmaligen Einrücken 7 kr.
bei 2. Mal 6 kr., bei 3. Mal 5 kr.
bei 4. Mal 4 kr., bei 5. Mal 3 kr.

Fillial-Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhändler; in Schässburg bei Herrn C. F. Erlter, Buchhändler; in Szasz-Regen bei Herrn A. Dengiel, Kaufmann; in Broos bei Herrn J. F. Leonhardt Kaufmann; in Mühlbach bei Herrn J. Leouhard, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Bistritz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in Hermannstadt Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, Ecke der Burggasse, woselbst die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

Nr. 128. Hermannstadt, Samstag am 4. Juni 1881. 96. Jahrgang.

Der h. Feiertage wegen erscheint das nächste Blatt
Dienstag (7. Juni).

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 3. Juni.

In der Prager Universitätsfrage hatte man, wie es sich herausstellt, die Verständigung zwischen Deutschen und Czechen zu früh angenommen. Im Ausgange ist zwar eine Einigung erzielt worden und der Club der Borealien hat auch die correcte Faltung seiner, an den Ausschlußbeschlüssen beteiligten Mitglieder am 30. v. in einer Resolution anerkannt, allein die Beratung der Universitätsfrage im Plenum des Abgeordnetenhauses hat die Erwartung, daß auch in diesem die Verständigung zum Ausdruck kommen werde, nicht gerechtfertigt. Schon am 29. v. hatten die versammlungstreuen Clubs Beratungen über diese Angelegenheit gepflogen, deren Verhandlung zwar beschlossen worden, über welche aber danach verhandelt, daß beschlossen worden sei, eine andere als den Ausschlußbeschlüssen entsprechende Faltung zu beobachten. In der Sitzung vom 30. v. wurde es klar, worum es sich handelte und entpuppte sich der von versammlungstreuer Seite gestellte Antrag, den Vorschlag an den Ausschluß zurückzuleiten, damit derselbe im Sinne einer strengeren Festhaltung der Vermögensrennung urgearbeitet werde. Bedauerlich ist, daß sich bei diesem Anlasse wieder Meinungsverschiedenheiten zwischen einzelnen Fraktionen der Versammlungspartei zeigten, wie dies schon aus dem Gegenstande ersichtlich, in welchem ihr Auftreten am 30. v. zu der Faltung gelangte, welche die in den Ausschluß entsetzten Mitglieder in diesem Hinsicht beobachtet haben. Viel mag zu dem Wechsel der Stimmung der Umwandlung beigetragen haben, daß der akademische Senat der Prager Universität sich nun selbst gegen die beabsichtigte Abzählung der Universitätsfrage und besonders dagegen ausgesprochen, daß über das Vermögen der Universität und einzelner Facultäten derselben ohne seine Zustimmung verfügt werde. Der erwähnte Antrag auf die Rückverweisung des Vorschlusses an den Ausschluß soll jedoch nicht ausreichen, daß die Partei für das vom Ausschusse beschlossene Vorgehen stimmen werde.

Dem „Dritto“ zufolge sind die Gerichte, daß wegen der Ausgaben des Kriegesministeriums Schwierigkeiten bestehen, sehr übertrieben. Ueber keine wichtige Frage besteht unter den Cabinetsmitgliedern eine Meinungsverschiedenheit.

Die „London Gazette“ veröffentlicht eine Cabinets-Ordre, in welcher die Titel Lippens, im Falle von Feindseligkeiten zwischen den Staaten, mit denen England Frieden hat, für neutral erklärt wird.

Die Einigung über die Berufung Georgiewitsch als Unterrichtsminister an Baron Nicolai's Stelle steht noch aus; es wird ihr mit großer Spannung entgegengeesehen, weil die Ernennung den vollständigen Sieg Katooff's und der Tolstoj'schen Partei bedeuten würde. Nicolai war der Vertrauensmann Solowin's, Georgiewitsch ist derjenige Tolstoj's. Der Hof hat die Abreise nach Moskau vorläufig beschoben, auf wie lange, ist unbestimmt. Es würde unter den jetzigen Umständen einen guten Eindruck machen, wenn der Kaiser dies zur Krönung nach Moskau ginge und Katooff's Einladung unterwürdigst ließe. Ignatjew soll darauf hinwirken. Man sagt auch, daß Ignatjew liberale Projecte zur Ausführung bringen wolle, zum Beispiel die Ablösung der Kossakengelder der Bauern u. s. w. Da man durch solche Gerüchte etwa auf die Forderung der Partij gezielten russischen Papiere abzielen will, oder so das Gerücht begründet ist, weiß man nicht.

Wiewohl dem Grafen Melikoff hat sich nunmehr auch der frühere Finanzminister Waga in's Ausland begeben. Der bisherige Kriegsminister

Miljutin wird ihnen Ende Juni in's Ausland folgen. Graf Melikoff erhielt vor seiner Abreise aus Petersburg eine Anzahl von Abschiedsarten, wie es heißt, mehr als 10.000. Das erledigte Kriegs-Portefeuille soll dem General-Gouverneur von Polen Grafen Aldeyasky angeboten worden sein, welcher die Annahme desselben an mehrere Bedingungen geknüpft hätte. Für den Fall des Scheiterns Aldeyasky's aus dessen bisheriger Wirkungsstätte werden General Tottleben oder Fürst Woronzoff als Candidaten für den Posten des General-Gouverneurs in Warschau genannt. — Im Ministro des Simferopol Gouvernements blieb ein Antrag auf Entsendung einer Adresse wegen Einführung des Repräsentativ-Systems an den Czaren in der Minorität.

Der „Golos“ behauptet, daß Rußland den Fürsten von Bulgarien bei dessen jüngsten Schritten unterstützt und sich an einer Sache beteiligt habe, woraus auch für Rußland nur Schaden erwachsen könnte, da es die Achtung und den Einfluß dort entweder ganz verlieren oder erhebliche Einbuße daran erleiden müßte. — Am 31. v. empfing Kaiser Alexander den Kriegsminister Miljutin und den General Wannowski. Es heißt, der Domänen-Minister Dptrowski soll Reichs-Controllor werden und an seine Stelle der Director des Zolldepartements, Katschalow, treten.

In Folge der für den Ackerbau unangünstigen Witterungsverhältnisse ist für dieses Jahr die Recrutierung in Rumänien bis auf Weiteres durch ein königliches Decret verlagert.

Cardinal Jacobini hat den Bischof von Nicopolis und apostolischen Vicar in Bukarest, Monsignor Paoli, beauftragt, Verhandlungen anzuknüpfen, um die Beziehungen zwischen Rumänien und dem Vatican zu dem Zweck wieder herzustellen, daß die katholische Kirche offiziell anerkannt werde.

Nach auf der englischen Botschaft in Konstantinopel eingelaufenen offiziellen Depeschen nehmen die Verhältnisse in Rußland einen alarmirenden Charakter an. Die in Süd-Rußland ausgebrochene Bewegung pflanzt sich mit bejorgniserregender Raschheit gegen Norden fort. — Die Worte ist bisher in der griechischen Angelegenheit, zum Vorrger der Spauarmisten in Athen, loyal und in Uebereinstimmung mit den Wünschen vorgegangen, es liegt also bis jetzt kein Grund vor, ihr zu misstrauen. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Mächte zu vertragsmäßig die Ueberwachung der Gebietsübergabe übernommen haben.

Aus Sutarri's Albano wird gemeldet: Die Willkürherrschaft Derwisch Paschas hat zu großer Erregung unter der Bevölkerung ganz Albanens geführt. Ein Aufstand ist zu befürchten. In einer von hiesigen Bürgern und Kaufleuten abgehaltenen Versammlung wurde die Absendung einer Deputation an den Sultan beschlossen, welche ihm Derwisch Pascha's Grausamkeit schildern und um Freilassung der inqualibus verhafteten angesehenen Bürger bitten soll. Der Vorgesetzte Pascha-Dner hat in einem Schreiben an Derwisch mit Brand und Mord in ganz Albanen gedroht, wenn dem gefangenen Liga-Gefi Abdul Bey ein Leid zugefügt werde.

Auf wiederholte Reclamationen der bulgarischen Regierung ließ die Pforte mittheilen, daß sie die Commissäre zur definitiven Bestimmung der Grenze gegen Macedonien ernennen werde, sobald die von der gemischten Commission festgesetzte Grenz-Trace die Genehmigung des Sultans erhalten haben wird.

Nicht 15 Millionen sondern 15.000 Pfund Sterling erklärte sich England bereit, als Entschädigung für die Fischer zu zahlen.

Das Gambettische Frankreich und Deutschland.

Berlin, 1. Juni.

Gambetta ist von seiner Triumphreise nach Capors wieder in Paris eingetroffen. Kein Fürst kann mit wärmeren Huldbildungen empfangen werden,

als der Exdictator und zukünftige Präsident der französischen Republik. An den Bahnhöfen umgibt ihn eine jubelnde Menge. Mit gnädiger Miene ertheilt er Audienzen und genährt seinen Mitbürgern bald in wohlwollender, bald in herablassender Manier Zutritt, vertheilt Ordenskreuze, kurz er tritt völlig als Staatsoberhaupt auf, ohne sich um das wirkliche Oberhaupt der Republik, den guten von ihm mehr ironisch, als aus Ueberzeugung gepriesenen Präsidenten Jules Gröby zu kümmern. Gambetta hat es für angemessen erachtet, in Capors ein friedliches Seitenstück zu seiner Kriegstreue von Cherbourg zu liefern. Für Jedermann hatte er überhaupt nach Art großer Herren ein verbindliches Wort. Den Gerichten gab er die tröstliche Versicherung, daß sie jetzt besser als früher den Erwartungen entsprächen. Das Merkwürdigste an seinen Reden waren seine scharfen Angriffe gegen den Dictator, gegen die Erhebung eines Einzelnen zum Besitz der Alleingewalt. Seine Lippen flossen da von goldenen Wahrheiten über, die nur deswegen drollig erschienen, da das Verdammungsurtheil der Dictatur aus dem Munde eines Dictators kam. Das Ganze klang wie eine ungeheure Selbstverhöhnung. Er selbst verurtheilte in den denkbar schärfsten Ausdrücken seinen Herzenswunsch, verdamme seine geheimsten Absichten, zerstückelte die stärksten Springfedern seiner Thaten.

Ist es möglich, die Verschlagenheit weiter zu treiben und ist Louis Bonaparte arglitiger gewesen, als er sein berühmtes: „Das Kaiserreich ist der Friede“ proclamirte? Denn in Wahrheit ist heute schon Gambetta mächtiger, als damals Napoleon. Der große Bürger ist untrüglich der mächtigste Mann Frankreichs. Sein Wille ist Gesetz für die Behörden, für das Volk. Ihm zu Gefallen revidirt die Kammer in einer einzigen Sitzung das Wahlgesetz. Wenn er also betont, daß die Nation sich nie den Händen eines einzigen Mannes ausliefern dürfe, so hört sich das den erwähnten Thaten gegenüber wie ein übermüthiger Scherz an. Es ist fast wunderbar, daß diese für verdeckte Anspielungen und Bigworte so überaus empfänglichen Franzosen die Ironie nicht merken sollten, welche der Tirade des Exdictators zu Grunde lag. Indeß, selbst der sonst in Frankreich allmächtige Spott ist nicht mehr im Stande, den Reiter Gambetta aus dem Sattel zu werfen. Für Europa hatte der Dictator vorläufig nur wenig Bedrohliches. Obwohl sein einziges Sinnen und Trachten auf Revanche an Deutschland herausläuft, kann er jetzt noch nicht daran denken, sie auszuführen. Frankreich will verdienen, will reich werden, ehe es daran denkt, sich in neue Abenteuer zu stürzen. Es hat an Tunis und Algier des Ruhmes mehr als genug. In Berlin kennt man den wahren Sachverhalt genau und es ist keineswegs ein Zufall, daß das freiwillig gouvernementale Organ des Staatsmanns Gambetta“ zu feiern begann. Es sei ihm, sagt das Manuscript des Reichsfanzlers, auch diesmal gelungen, die verborgensten Impulse der öffentlichen Meinung seiner Lobesrede zu deuten und in die rechten Worte zu kleiden. Sein persönliches Auftreten zeigt ferner, daß er allein seinen Nebenbuhlern um die Gunst der Menge unendlich überlegen sei in der Kunst, dem Gehör des Volkswillens den Hof zu machen. Dieser Mann erkenne so klar wie kein Anderer, was Frankreich frommt; man könne nichts Besseres thun, als die von ihm angebotenen Wege zu wandeln. Diese Wege seien laut seiner jüngsten Rede nicht die Wege einer Angriffs-, Abenteuer- und Eroberungspolitik. Die allgemeine Wehrpflicht und die friedlichen Neigungen der Bevölkerung seien die Signatur des Augenblicks.

Diese Ovation, schreibt man jetzt von besonders unterrichteter Seite aus Berlin, werden in höheren politischen Kreisen mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit verfolgt. Obwohl oder gerade weil die Beziehungen unserer Regierung zur französischen unter Herrn Barthélemy St.-Pulacre als auswärtigem Minister so gut sind wie kaum jemals in den besten

Feuilleton.

Um eine Million.

Novelle von R. Reichner.

(40. Fortsetzung.)
„Der Jugendgespieler wachte ihrem Begräbnisse an — er blieb in der Gegend, bis der ihm anempfohlene Raabe das Alter für eine Gabelten- schule erreicht hatte — erst dann ging er auf weite Reisen für viele Jahre. Ueber den Raaben mußte er sich beständig Nachricht zu verschaffen. Was er sonst für diesen thun konnte, war freilich wenig genug — schon aus Schonung für den Ruf der Gräfin Helene waren ihm ja die Hände gebunden. Auch suchte man soviel als möglich jede persönliche Einwirkung ihm zu entziehen — einestheils aus Abneigung, andernteils, um den Einfluß auf den Raaben nicht zu verlieren. Troßdem aber nahm man bereitwillig die Summen an, welche der „Goldbocker“ für dessen Erziehung beisteuerte.
„Die Befürchtung, in dem heranwachsenden Raaben ein Gemisch der beiden Charaktere seiner Eltern entstehen zu sehen, ging leider nur zu in Erfüllung. Er war und blieb eine, wenn auch nicht unliebenswürdige, so doch unselbstständige und schwankende Natur — leicht zu leiten, leicht sich hinreißend lassend — ohne Ernst und Tiefe.
„Als dann Jahre später der reiche Vetter in die Heimat wiederkehrte — unvermählt, krank — unheilbar, wie die Fama geschäftig aufbauschte — da wurde natürlich allgemein der nächste Verwandte und Sohn seiner Jugendliebe als der künftige Erbe betrachtet.
„Und es wäre auch wohl so gekommen, wenn nicht — unvorhergesehene Umstände und die Bosartigkeit seiner Vetter dazwischen getreten wären. Man hielt, wie schon bemerkt, den Zustand des Erbvetters für bedeutend gefährlicher und hoffnungsloser, als dies wirklich der Fall — er selbst ließ Alle in dem Glauben — ja bestärkte sie sogar darin —

absichtlich — galt es ja doch zu prüfen, wie weit die Erbärmlichkeit und Habgucht der Menschen nur des Geldes halber gehen werde.

„Und er hatte sich wirklich nicht getäuscht, wenn er ziemlich gering von den Menschen dachte — namentlich sobald König Mammon in's Spiel kommt! Man war nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, das zuvor geknispfte Verlöbniß des jungen Erben auf die Art zu lösen, welche der reiche Vetter, den man innerlich umfomehr haßte, je mehr man äußerlich ihn schmeicheln und in alle seine Launen sich fügen mußte, für die angemessene hielt — man schreckte dabei vor Nichts zurück und war auf eine indirecte Hindernis seinerseits sogar ohne Bestehen zu jeglichem Schutzlosreich bereit, um sich den Besitz der Erbschaft um jeden Preis zu sichern, während der eigentliche, projectirte Erbe sich als die dümmste Null, somit also ein blind gefügiges Werkzeug in den Händen Solcher, welche es verstanden, ihn zu lenken, entpuppte. — Einen großen Rechnungsfehler tadelte dessen beging der Vetter jener Fatrique, indem er das junge Mädchen, die Braut und deren Geschick, zu wenig in Mitleidenschaft bei seinen Plänen zog, und er hat diesen seinen Fehler schwer genug büßen müssen. Das Schicksal selbst griff ein — es soll aber kein Mensch sich vermaßen, das Schicksal spielen oder auch nur corrigieren zu wollen — wenigstens geschieht es nicht ungestraft. Auch in diesem Falle blieb die Strafe nicht aus.“

Der Baron schwieg. Nach kurzer Pause fuhr er dann fort:
„Wer jener Mann ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, nur muß ich noch hinzufügen, daß Graf Friedrich, der projectirte einseitige Erbe, dies jetzt nicht mehr ist. Das so heiß ersehnte Testament des Erbvetters ist endlich gemacht — die Erbin heißt — Estriede von Haiden.“
Estriede zuckte zusammen.
Sie hatte lautlos und mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört — sie schwieg auch jetzt noch.
„Ihr Schweigen ist Verurtheilung genug,“ sprach traurig der Baron.
„Sie können mir nicht verzeihen!“
Estriede blickte ihn an.
„Sie sagten soeben selbst, daß kein Mensch sich vermaßen sollte, in

das Schicksal Anderer eigenmächtig eingreifen zu wollen,“ sagte sie langsam.
„Und schon sind Sie wieder im Begriffe, es zu thun.“

„Ja?“
„Ja — Sie setzen mich zu Ihrer Erbin ein, ohne zuvor gewiß zu sein, ob ich auch bereit bin, diese Erbschaft anzunehmen!“
Der Baron stuchte.
„Und warum nicht?“
„Ah — Sie haben also Ihre beliebte Meinung über Menschenwürde, sobald das Geld in's Spiel kommt, auch auf mich übertragen wollen!“ entgegnete Estriede mit schmerzlicher Bitterkeit. „Sie haben eben geglaubt, der Macht einer Million könne Niemand widerstehen und Niemand werde so tödlich sein, diese auszusprechen! Diesmal aber haben Sie sich getäuscht, Herr Baron, Sie greifen schon einmal eigenmächtig in mein Geschick, ohne daß ich eine Abnung davon hätte, ja ohne auch nur daran zu denken, daß Sie ein Menschenherz zum Spielball Ihrer geschäftlichen Experimente wählen. Und jetzt, da der Ausgang wohl selbst über Ihr eigenes Erwarten hinaus tragisch sich gestaltet, wollen Sie durch Ihr Geld, welches all diese Leidenenschaften entfesselt, wieder gut zu machen suchen, was nimmermehr gut zu machen ist — ja, mich sogar von Neuem zum Mittelpunkt aller dieser Erbärmlichkeiten machen, denn Sie haben ganz Recht — so sehr man mich vorher auch verfolgte, desto verwerflicher würde man jetzt mit dem Gegenheil sein. Aber ich will nicht länger das Opfer dieser elenden Mächte um dieses schänden Mammons willen sein — ich will und werde mich frei davon machen — hören Sie — ich will es!“

Das junge Mädchen war wundervoll, wie es so stolz aufgerichtet, in der Erregung jeglicher Schwäche verfassend, dastand und klar und geschmettert ein Wort nach dem andern in edler Entrüstung ihm zuschleuderte.
Auch der Baron schien das zu finden. Er starrte sie an, wie eine rührende Erscheinung.
„Wenn ich noch mehr Strafe verdient,“ — sprach er gepreßt — „in diesem Augenblicke habe ich sie erhalten. Was Sie da sagen, ist nicht

Tagen des Präsidenten Thiers oder seines Schülers Waddington, so hält man sich hier doch auf den Augenblick gefast, wo das Cabinet Ferry wie seine drei republikanischen Vorgänger seit Mac-Mahons „sommision“ vor dem Machtwort Gambettas zusammenbrechen wird. Ja man glaubt Anlaß genug zu der Annahme zu haben, daß dieser Augenblick von Gambetta selbst nur darum hinausgezögert wird, weil diesmal die Ministerkrisis sich zur Regierungskrisis erweitern und der Präsident der französischen Deputirtenkammer genöthigt sein wird, Auge in Auge mit seinem „Freunde“ Grévy den Kampf aufzunehmen. Uebrigens ist es eine mindestens schiefe Unterstellung, als ob man es in unserem auswärtigen Amt für schlechthin gewiß hielte, daß die offene Herrschaft Gambettas ohne Weiteres den ostentiblen Bruch der guten Beziehungen, wenn nicht die sofortige Erklärung des Revanchekrieges bedeuten würde. Gambetta hat sich namentlich an Herrn von Radewitz während dessen Stellvertretung im deutschen Botschafter-Hotel einen warmen Fürsprecher zu gewinnen verstanden, der nicht nur eine sehr hohe Meinung von den Regentengaben des Dauphins an den Tag legt, sondern auch geneigt ist, dessen gelegentlich zur Schau getragenen Revancheburste (man denke an die vorjährige Cherbourger Rede) für einen Nest chandiniischer Maste zu halten, vermittelt welcher Gambetta sich genöthigt glaube, an die Glanzzeit seiner Dictatur mit der Lösung der guerro à outrance anzuknüpfen, die er aber am Morgen seiner „Thronbesteigung“ ohne Umstände werden lassen. Charakteristisch ist es jedenfalls für das in Frankreich unentbehrliche Schauspielertalent des Kammerpräsidenten, daß, während er diese Eroberung in der Diplomatenvelt wesentlich dem Applomb seiner prunkenden Repräsentation im Gegensatz zu dem spießbürgerlichen Wesen Grévy's verdankt, er doch die Kunst nicht weniger als verlernt hat, demokratische Naturen gelegentlich durch den entgegengegesetzten Eindruck zu blenden. So erzählt man sich in hohen politischen Kreisen Berlins, wie er den russischen Dichter Turgenjew, der wegen seiner prophetischen Sittenschilderung als eine Art politisches Drama über sein Vaterland gilt, mit dem Apparat eines petit bourgeois zu einem nicht nur einfachen, sondern schlechten Frühstück empfangen, obwohl Gambetta seinen ersten Koch mit 20,000 Francs honorirt. Wenn nun Fürst Bismarck gewiß nicht der Mann ist, sich durch die Sympathien eines Diplomaten irre führen zu lassen, und der nüchternen Blick des Fürsten Hohenlohe eine hinreichende Correctur für den Enthusiasmus des deutschen Gesandten in Athen und künftigen Botschafters am goldenen Horn geben dürfte, so glaubt man immer darauf rechnen zu dürfen, daß auch Gambetta die Vortheile der guten Dienste Deutschlands um so mehr werde schätzen lernen, je wünschenswerther sie ihm durch die europäische Lage und durch die Schwierigkeiten des tunesischen Engagements gemacht werden.

Juland.

Budapest, 2. Juni. Der nächste Reichstag wird — wie die „Bud. Corr.“ erfährt — für den 24. September einberufen. Die Wahlen werden vom Minister des Innern schon morgen, und zwar für die Zeit vom 24. Juni bis 3. Juli ausgeschrieben werden. Die Central-Ausschüsse in den Municipien werden spätestens bis zum 8. Juni die Verfügungen bezüglich der Wahl zu treffen haben. — F. W. Philippovic wurde telegraphisch nach Budapest berufen, um an den Verhandlungen bezüglich der Einverleibung der Grenze theilzunehmen.

Wien, 1. Juni. Nach den neuesten, der „Politischen Correspondenz“ als Sophia von guter Seite zugehenden Mittheilungen gestaltet sich die Agitation gegen die Pläne des Fürsten Alexander I., insoweit sie auf eine Aenderung der bulgarischen Verfassung abzielen, im ganzen Lande immer lebhafter, so daß es kaum mehr einem Zweifel unterliegt, daß der Versuch der Realisirung derselben einem energischen Widerstande begegnen wird. Die das Land nach allen Richtungen durchreisenden Oppositionsführer geben jedoch die Parole des gesammten Vorgehens aus und rathen zur Mäßigung, so daß man hoffen darf, daß keinerlei gewaltthätige Mittel in Anwendung kommen und Ausschreitungen vermieden bleiben werden. Die Wahlen für die große Nationalversammlung, welche am 1. (13.) Juli in Sitow zusammenzutreten soll, werden im Laufe der nächsten Woche stattfinden. Fürst Alexander I. setzt seine für kurze Zeit unterbrochene Rundreise durch Bulgarien weiter fort.

Prag, 1. Juni. Das „Prager Abendblatt“ erklärt mit aller Bestimmtheit, daß die Gerüchte über Verhaftungen wegen Verleumdung von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses vollständig unwahr sind.

Russland.

Athen, 1. Juni. Wie berichtet wird, wurde die türkisch-griechische Convention heute in Konstantinopel seitens der Bevollmächtigten der Porte und Konducioni's unterzeichnet. Die Uebergabe der cedirten Gebiete beginnt wahrscheinlich am 24. Juni.

Korsu, 1. Juni. Die Türken haben bereits mit der Desarmirung des Forts Punta begonnen. Dieses Fort wird den Griechen zu allererst übergeben werden.

Konstantinopel, 1. Juni. Aus Sporientkreisen verlautet, Said Pascha sei aus Sophia eine Meldung zugegangen, welche die plötzliche

unrecht — ich kann mich nicht beklagen — aber bedenken Sie auch, Eilriede, daß, sobald ich Sie kennen lernte, ich sogleich Alles that, was ich thun konnte — bedenken Sie, daß ich es war, der am Sie glaubte, ich allein, als Vieles gegen Sie sprach, und daß ich jetzt durch diese unselige Erbschaft hoffe, Sie zu schügen und für alle Zukunft zu sichern. — Nicht wahr, Sie sehen dies ein?“ fügte er bittend hinzu.

Einem Moment bewegte sie dieser, bei ihm so ungewohnte Ton, welcher den Weg zu ihrem Herzen fand, im nächsten aber stieg wieder die unsägliche Bitterkeit, nicht nur das Opfer von so viel durch ihn angefangener Niedrigkeit geworden zu sein, sondern weit mehr noch, daß durch ihn, gerade durch ihn, sie so arm — so sehr arm an jugendmüthigem Glauben an die Menschheit geworden war. (Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Rumänien.*)

Von August Drestowitsch.
(Original-Genelation der „Germania-Bücher Zeitung“.)
IV.

Das englische Volk ist das angesehenste der Welt, das französische das beliebteste und das deutsche das nützlichste. Das englische Volk wird als erste Autorität in allen Sachen des Geldes, des höheren Handels und der Industrie angesehen; das französische in Sachen des Geistes, der Ideen, der Literatur etc. und das deutsche in Sachen der praktischen Arbeit, der kleineren Industrie, der Landwirtschaft und — sonderbare Vereinigung! der Measphyll und Musik. Jedes dieser Völker repräsentirt eine Weltmacht und Thatsache ist es, daß sie zusammen die Welt regieren. Hauptächlich kann man dies sagen von dem französischen und dem deutschen, denn es gibt nicht leicht irgend einen Winkel der Erde wo die deutsche Arbeit, durch den weltbekanntesten „Handwerksburschen“ repräsentirt nicht Wurzel gefast hätte, oder wo nichts von der französischen Eleganz,

Unterbrechung der Reise des Fürsten in den Provinzen und den Befehl zur Eifirung des Residenzbaues in engen Zusammenhang mit der zunehmenden Gefahr eines gegen die Person des Fürsten sich sehenden Aufstandes bringt. Die Meldung bezeichnet die Abdankung des Fürsten als nach der gegenwärtigen Lage unvermeidlich.

Local- und Tagesnachrichten.

Germanstadt, 4. Juni.

— Dem Obergewerksammler Einwohner Elias Kohn ist gestattet worden, seinen Familiennamen in „Kun“ umzuändern.

— (Hof- und Personalmeldungen.) Das kronprinzliche Paar wird sich Anfangs August von Schloß Reichstadt in Böhmern zu mehrtägigem Aufenthalte nach Jiskl begeben und in der kaiserlichen Villa Giers Wohnung nehmen. Auch Ihre Majestäten und Erzherzogin Maria Valeria werden während dieser Zeit dort anwesend sein. Bei günstiger Witterung dürfte der Hof, ebenso das kronprinzliche Paar, bis Ende September in Jiskl verweilen. — Der „Politik“ wird aus Wien gemeldet: Die eigentliche Ursache des Reise-Ausschusses der Kronprinzessin ist solcher Art, daß ich die ganze Bevölkerung der Monarchie mit größtem Jubel begrüßen muß. Das freudige Ereigniß läßt sich nicht offiziell verkünden, doch sei der Sachverhalt ein solcher, daß daran nicht mehr zu zweifeln ist. — Das kronprinzliche Paar wird in diesem Jahre Galizien nicht besuchen, die projectirte Reise wird wahrscheinlich erst im künftigen Sommer erfolgen. Der galizische Landes-Ausschuss wurde am 1. d. aufgefordert, dem Oberstpostmeister Fürsten Hohenlohe den Plan der alt-polnischen Königsburg am Kreutauer Wudel, die in ein kaiserliches Residenzschloß umgewandelt werden soll, baldigst einzuliefern. — Fürst Wlilam trifft heute, 4. d. in Budapest ein und stattet Sr. Majestät einen Besuch ab. Nach einmütigem Aufschalte dabeilbst beghit er sich nach Wien und von hier aus am Dienstag, 7. d. nach Berlin. In Berlin dürfte der Fürst einige Tage verweilen, um sich hierauf nach Petersburg zu begeben. — Der Minister des Aeußern, Baron Payerle, begab sich am 2. d. Früh zu mehrtägigem Aufenthalte nach Budapest. — Der auch in Berliner Blättern ausgesprochenen Vermuthung, daß das Unwohlsein Bismarck's in inangem Zusammenhange mit der Anwesenheit Gortschakoff's stehe, wird in den „Postnachrichten“ widersprochen. Während derselben aber nur melden, daß Gortschakoff Bismarck besucht habe, erst die „Nordd. Allg. Ztg.“, daß Bismarck trotz seines Leidens mit Gortschakoff, Ghanzy, St. Paulier und Göttinger Begegnungen und Unterredungen gehabt, welche früheren Verhandlungen entsprechen.

— (Postalisches.) Im Interesse der Badegäste in Vizafna (Salzburg) wird vom 6. Juni bis Ende August Seitens des hiesigen l. Postamtes zwischen Germanstadt und Vizafna auch der von Germanstadt um 3 Uhr 55 Minuten Nachmittags abgehende Zug zur Beförderung von Reisepersonen benützt werden.

— (Verkauf von Kallowagen.) Die hiesige k. ung. Postdirection gibt unter Zahl 3,282 l. Z. folgendes bekannt:

Das h. l. ung. für öffentliche Verkäufe und Verkehr hat mit h. Entscheidung ddo 2. April l. Z., Zahl 31,766 den im Wege öffentlicher Versteigerung zu erwerbenden Verkauf der im Schäßburg und Kronstadt stationirten, zum Postdienste nicht mehr geeigneten Kallowagen Nr. 1155 beziehungsweise Nr. 1500 angeordnet. Der Wagen Nr. 1155 wird am 15. Juni l. Z. beim Kronstädter, der Wagen Nr. 1500 am 13. Juni l. Z. beim Schäßburger l. Postamte öffentlich versteigert werden. Kauf-lunige werden hiermit zur Theilnahme an der Licitation eingeladen.

— (Musikvereinsconcert.) Das zweite diesjährige Concert unseres Musikvereins, das letzte in dieser Saison, welches am 3. d. im Saale „Zum römischen Kaiser“ stattfand, können wir mit Recht die beste der in letzter Zeit stattgefundenen und wirklich gelungenen Aufführungen des Vereines nennen. Das Programm enthielt Pözen, wie sie nicht so bald da gewesen. Die Reihe der Vortragsstücke wurde eröffnet durch die Ouverture zu „Melusine“ von F. Mendelssohn-Bartholdy; eine ihres Componisten ganz würdige Condichtung. Großen Beifall erlangen und verdienen von Nr. 3 die beiden Lieder für Sopran: b) Mangel von D. Dessoff und c) Wöglein, wozu so schnell? von E. Lffen, welche Fr. Bertha Kienberger trefflich vortrug und von denen sie das letztere wiederholen mußte. In dem nun folgenden Streichquintett introucirte sich der neue Dirigent des Musikvereins, Stabdirector Herr J. E. Bella, in vorzüglichster Weise als Componist und zugleich als Prämigerer und wurde schon bei seinem Auftreten mit Beifall empfangen, welcher aber nach Beendigung der herrlichen, wundervoll ausgeführten und wiedergegebenen Condichtung ordentlich wieder erbrauste und nicht eher zur Ruhe gelangte, bis Herr Bella zum zweitenmale allein vor dem Auditorium erschien. Diesem Streichquintett geführt in der That auch die Palme des Abends trotz des darauf folgenden Brautliedes aus Wagner's „Hohenzem“ der schön vorgetragenen Romanzen für Hoboe und Pianoforte von H. Schumann und der beiden Gesänge: a) Der Tanz und b) Im Kahn für gemischten Chor und Orchester von Joachim Raff.

Wir nicht geringer Spannung sehen wir dem nächsten Musikvereins-concerte entgegen, welches nun Herr Bella einstudiren und leiten wird — wenn schon die bisherigen Aufführungen vorzüglich gewesen — so steht mit Recht zu erwarten, daß die nun folgenden den bisherigen Concerten zum Uebermessen nicht nachstehen werden.

Mode, Sprache und Leichtfertigkeit vorzufinden wäre. Denn so brauchbar und nützlich die Deutschen in aller Welt von jeher waren, obwohl auch von jeher sehr wenig angesehen, — eben so beliebt und geschätzt waren die Franzosen, deren Sprache früher als die Sprache der Aristokratie betrachtet wurde und die heute von allen Nationen und Völkern der Welt als allgemeine Weltsprache angesehen wird. Zwar wurde sie nirgends öffentlich dafür erklärt, aber von der tagtäglich fühlbarer werdenden Nothwendigkeit stillschweigend angenommen und benützt, bis daß der Tag kommen wird, wo ein allgemeiner Weltcongrès alle Völker der Welt vereinigen wird um über die Wahl einer allgemeinen Weltsprache, wie über Wahl eines allgemeinen Geldsystems, eines allgemeinen Sprachsystems und eines allgemeinen Schreib- und Druck-Alphabetes und wer weiß noch über was Alles zu berathen: Sachen, die im allgemeinen Weltvertrage von Tag zu Tag wichtiger werden und die die nöthige Ergänzung und höchste Vervollkommnung der bisherigen Errungenschaften auf dem Gebiete des allgemeinen Verkehrs und Handels bilden werden und ohne welche der ganze Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts höchst mangelhaft und unvollkommen bliebe. — Daß aber diese allgemeine Weltsprache, welche die Sprache der Civilisation und der Cultur sein wird und die als Muttersprache aller Völker angesehen werden soll, von allen anderen sárbigem Racen — die französische sein wird, unterliegt keinem Zweifel, da sie es ja schon jetzt zum Theil ist.

Diese drei genannten Völker bilden und gestalten die Welt. Die Engländer erobern einen Theil nach dem andern und als bald finden sich reiche Ankäufer ein, welche mit den Officieren und Beamten der neuen Regierung die aristokratische Partei bilden, zu welcher der französische Geist jederzeit ungehindert Zutritt hat. Kurze Zeit nachher kommt der französische Fabrikant, Mechaniker und allgemeine Adventurer an und bald darnach findet sich auch der deutsche Handwerker und Auswanderer ein, womit die künftige Erziehung des neuen Culturlandes gesichert ist.

Ebenso geht es auch in Europa's eigenen „Barbarenstaaten“ zu, als da sind Rußland, Türkei, Rumänien. Ueberall der deutsche Einfluß

— (Kirchenmusik.) Am beiden Pfingsttagen wird in der röm.-kath. Stadtpfarrkirche unter Leitung des Herrn Chor-dirigenten Frühling die große Messe vom Hummel im Es. aufgeführt werden.

— (Garten-Restaurant-Eröffnung.) Morgen 6 Uhr Nachmittags wird Panel's Garten-Restaurant mit der Militärmusik des 31. Inf.-Rgt. eröffnet.

— Das Waldfest der Schüler der röm.-kath. Normal-Hauptschule wird bei günstiger Witterung Dienstag, am 7. d. M., abgehalten. Wozu alle Gönner und Freunde dieser Anstalt hienit eingeladen werden.

— (Benefice.) Unser erster Tenor, Herr Sieder, hat nächsten Dienstag seinen Benefice-Abend und zu demselben Strauß' bestgenommene Operette: „Die Fledermaus“ gewählt. Das Theater-Publicum hat die Leistungen des Beneficianten mit stetig wachsender Anerkennung begleitet. Der erfreulichste Beweis von Gunst wird für Herrn Sieder ein volles Haus sein, welches wir ihm auch aufrichtig wünschen.

— (Planaristik der archäologischen-historischen Gesellschaft des Hunyader Comitates.) Aus Deva schreibt man uns: Die Zeit hat keine Zeit. Grün's Worte scheinen sich in den culturellen Bestrebungen dieses einst in jeder Weise höher als heute stehenden Comitates bewähren zu wollen. Wohl bestreben sich Staat und Bevölkerung so manches nachzuholen, was die Altvordern in der Blüthezeit der Reformation zu thun unterlassen haben; den größten Impuls aber, auf der Bahn der Bildung vorwärts zu schreiten, können wir mit Recht den Fremden, oder wie sie hier zu Lande genannt werden, den Venituros zuschreiben. — Als eine auch für späte Zeiten, sowohl für das Comitai, als auch für unsere vaterländische Cultur und die Wissenschaft im allgemeinen — legebundene Gesellschaft hat sich die auf Initiative der rühmlichst bekannten beiden Gelehrten Sr. Gaja Kun und Dr. Solymon Felte J. in's Leben gerufene obenannte Gesellschaft schon während ihrer kurzen Wirkksamkeit gezeigt. — Selbe hielt in Anwesenheit eines großen und gewählten Publicums, am 30. v. M. ihre erste Plenarversammlung. Es sei uns erlaubt, über dieselbe in kurzen Worten den geehrten Lesern dieses Blattes berichten zu dürfen. Sr. G. Kun eröffnete die Sitzung, nachdem er die fremden Gäste (Dr. Abranyi L. und Dr. F. Szalay) Universitätsprofessoren, der erste aus Budapest, letzterer aus Klausenburg) begrüßt, mit einer schwingvollen und gewählten Rede, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Es folgte nun das Verlesen des Secretärs Realkoloprofessor R. Kun. Aus diesem entnehmen wir, daß die Gesellschaft im Entstehungsjahre (1879—80) 50 gründer, (mit 50 fl.), 350 ordentliche (3 fl.), 157 unterstühende (1 fl.) und 9 Ehrenmitglieder, zusammen 526 Mitglieder zählte.

Als dritter Punkt folgten im Sinne des Programmes, die Verlesung des Fräuleins Sopha Torina; Tordos és Nándorvalya irás jegyeiről; die des Gerichts-Präsidenten Dr. Solymon-Fekete F.: „Tördök Hunyadmege legregibb történetiböl, különös tekintettel vizeire“ und die des Ingenieurs Alexander Toronyi: „Hunyadmege peeséje és czimere.“ Der neugewählte Ausschuss beantragte die auf tiefes Studium gehenden und vom Publicum mit großer Aufmerksamkeit angehörten Vorträge in seinem diesjährigen Jahrbuche aufzunehmen.

Als vierter Punkt folgten die Referate des Cufios, Realkoloprofessors G. Aglós und die des Bibliothekars, P. König ebenfalls Realkoloprofessor, so wie einzelne, die innern Angelegenheiten des Vereines betreffende Propositionen.

Den Schluß der um 1 1/2 Uhr des Bankettes willen unterbrochenen Sitzung bildeten die im Laufe des Tages vorgebrachten Anträge, von denen die hervorragenderen folgende sind: die Wahl dreier neuen Ehrenmitglieder. Diese fiel auf Sr. Eminenz Dr. Ludwig Hanyal, Sr. Excellenz Arnold Szolyi und Sr. Hochwürden Superintendent Dr. G. D. Teutisch.

Den Mittelpunkt der Anträge aber bildete die gänzliche Restauration der Stammburg der Hunyadis auf dem Wege von Sammlungen. Der Name L. Krany's, des Schöpfers dieser wirklich patriotischen edlen Idee, ist viel zu bekannt, als daß seine Bemühungen um Uj-Buda-Hunyad in diesen Zeiten nochmals erwähnt zu werden bedürften. Geringfügig wurde von ihm eine Brochure vertheilt, aus welcher die sich Zutreffenden die nöthigen Aufschlüsse holen können.

Wir wünschen vom Herzen gern, daß seine edlen Worte sich so schnell als möglich bewahrheiten mögen, daß die Seine Joh. Hunyadis wieder zu dem werde, was sie einst gewesen, und daß die einzige Perle der reinigen Geist dem Zahne der Zeit bis auf die spätesten Geschlechter hin entrissen werde.

Der in thapsodischen Zeilen besprochenen Gesellschaft aber wünschen wir, daß ihre gegenwärtigen Auspicien stets so günstig bleiben mögen, wie dieselben gegenwärtig sind. — Floreat crescat! V — j.

— (Selbstmord.) Besten Sonntag hat in Karlsburg der kaum 23jährige Fleischhauer Demeter Bergyan seinem Leben durch zwei Revolver-schüsse ein Ende bereitet.

— (Wahlbewegung.) Moriz Tokai, welcher im Ujpealber Wahlbezirk als Candidat aufgestellt ist, trifft heute über Marientburg und Ujpatat in Sepsi-Szent-György ein und wird im Laufe der nächsten drei Tage in Ujpealota, Ujon, Nagy-Borosnyo und Sepsi-Szent-György Programmreden halten.

mit dem französischen. Aber überall die Mißachtung des einen, und die Hochachtung des anderen. Obwohl überall die Deutschen in der Mehrzahl sind und sich durch ihre Arbeit überall nützlich machen.

Die Franzosen waren eben von jeher die geistlichsten und verzogenen Völkchen aller übrigen Völker, die sie mit dem launhaftesten, doch zarten Scepter der Mode, des Luxus und des Geistes beherrschten.

Diese Vorliebe äußert sich auch hier in allen solchen Sachen, wo derlei Sympathien oder Antipathien in Frage kommen. Trozdem hat der deutsche Geist eine größere Verbreitung und namentlich eine bessere Würdigung gefunden, seit ein deutscher Feingebildeter dazu berufen wurde, die Geschichte dieses damals noch von allen möglichen Parteilichkeiten zerfissenen Landes zu lenken, das in der steten Gefahr einer Zerstückelung und Erdrückung zwischen seinen zwei gewaltigen Nachbarn lagerte.

Fünfzehn Jahre sind selber vergangen und diese lange Zeit für das individuelle Leben, die doch so gering zählt in der allgemeinen Weltgeschichte der Völker, war untrüglich die wichtigste und ereignisreichste in der bisherigen Geschichte Rumänien's und wird seine Glanzperiode, seine goldene Zeit genannt werden. Vieles geschah in diesen fünfzehn Jahren, so vieles, daß, wer Rumänien damals gekannt hatte, als unheimlich, schmerzhaft, zerfissenen von rohen Völkern beherrschtem türkischen Wallachien, — und der es heute wieder sieht als einiges, freies, unabhängiges Königreich, das eine zahlreich und tapfere Armee zur Verfügung hat und über eine reiche Anzahl wirklich gebildeter und tüchtiger Staatsmänner und Großgrundbesitzer, welche die Haupt-Pfeiler jedes Staates bilden — verfügt, der würde die Hände über den Kopf zusammen schlagen und würde seinen Augen nicht trauen.

Das ist die Macht und die Wirkung der Ideen der Civilisation, welche mit dem Prinzen Carl in's Land kamen um unter ihm zu gedeihen und aufzubüßen bis zu diesem Augenblicke, wo die köstliche Frucht gereift ist: die Königskrone. (Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Nr. 111.

Violetta.

(Original-Feuilleton der „Hermannstädter Zeitung“.)

Sie haben eine Vorliebe für unsern ritterlichen Stand, und deshalb machen Sie mir so auffallend den Hof? Per dio, signora, wenn ich nicht solch' ein alter Knasterbart wäre, dem das Schicksal von all' den vielen Kameraden nur zwei mehr zurück ließ, Vodagra und Ziperlein, die der Geier holen kann, ich würde dieses lebenswürdige Gesandniß von Ihren herzigen Lippen mit Entzücken hören, so aber weiß ich, daß „das Hof machen“ bloß dem alten Krieger gilt, der längst die Waffen vor dem unbefiegbaren Feind „Alter“ streckte und bald an Sanct Petrus Feldruf und Lösung abgeben muß, um in das Himmelreich zu gelangen. Vor Jahren hätten Sie mich kennen sollen, signora, vor Jahren, ja, da haben wir anders ausgesehen! Die Krieger des alten Maderky sind berühmt und auch ich war einer von ihnen, maledetto! Und die Mädchen und Frauen, die haben uns fast noch wackerer gefunden, als der alte Marschall, und wenn die Italiener mit scheelen Blicken den österreichischen Offizieren nachsehen, was kümmerte es uns? Die Männer bekamen Schläge in den Schlächten und die Weiber — cospetto, signora, das war eine herrliche Zeit!... Doch mit dem Feuer soll man nicht spielen, nehmen Sie sich das zu Herzen, carissima, Sie lieben es ja auch den vielen Schmachstenden mit ihren Feuerzungen allerhand schöne Sachen zu sagen, um sie schließlich auszulachen, wenn aber einmal der Richtige kommt, dann — wie sagt doch Ihr Lieblingspöbel von der alten Geschichte: „wenn sie einmal was sagt, dem bricht das Herz entzwei!“ Und mir, mir signora ist das Herz auch fast gebrochen, obwohl ich es nicht zeigte und nicht gesehen wollte und jetzt noch als alter Mann wird mir's manchmal, wenn ich an das Mädchen denke, so eigentlich, so — doch reichen Sie mir mit Ihrem kleinen Händchen das Glas; die Luft ist kühl und das Blut muß künstlich erwärmt werden! So!

Es war Frühling; ich hatte einen freien Nachmittag, den ich zu einem Spazierritt benützte. Nach anderthalbstündigem Ritte gelangte ich zu einer Schänke, die einsam am Fuße eines Hügels stand. Ich führte mein Pferd in den Hof und trat in das Haus. Der Wirth brachte mir eine Foglietta ausgezeichneten Weines und versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, das aber bei meinen mangelhaften Kenntnissen seiner Muttersprache bald in's Stocken gerieth, so daß mich die Mühe die verschiedensten Gemüthsstimmungen im Zimmer zu betrachten, welche ausschließlich Heilige darstellten, aber in ihrer Ausführung durchaus nicht bewiesen, daß ich mich in der Heimat Rafael Sanzio's befand. Ich kann eben darüber nach, ob es eigentlich nicht Majestätsbeleidigung wäre, wenn man den lieben Gott gar so entsehrlich male, als mein tiefsinniger Gedankengang durch Müßiggänge unterbrochen wurde. Müßig! Zu mir herein drangen quikende Töne eines Dubelfasses, wunderbar accompagnirt von dem dumpfen Ton eines Tambourins und Schellengeräusch. Beethoven wäre bei dieser Musik jedenfalls nervenkrank geworden, ich aber, an diese Nationalklänge gewöhnt, lauschte aufmerksamer, denn ich wußte, daß hierbei immer getanzt wurde. Ich trat auf die Veranda und sah von hier auf den rückwärtigen Theil des Hofes. Dieses Bild! Per dio, signora, ich seh's noch jetzt! Ein zerlumpter Alter bearbeitete mit Aufbietung aller Kräfte den Dubelfass, wozu er die possierlichsten Grimassen schnitt, neben ihm kauerte ein anderes kleines, noch junges Mädchen in schwarzem Gewande, ein kleiner Abbate mit kurzem, krauem Haar, glattrasiertem Gesicht und blühenden, stehenden Augen, die blühschnell den Bewegungen der Tänzerin folgten. Und welche Tänzerin! Glänzend schwarzes Haar in zwei breiten Flechten, die beim Tanze umherflogen, das zarte, weiße Gesichtchen mit den großen, weichen Sammetaugen sanft gerötet, die rothen, heißen Lippen halbgeöffnet, so daß man den Schmelz der blendenden Zähne sehen konnte, ein schneieiger Hals, die wogende, üppige Büste von einem schwarzen Sammetmieder eingeschlossen, die zierliche, schlank, biegsame Gestalt im rothen Kleid, die kleinen Miniaturfüßchen, das Ganze blendend, bewundernd, bewundernd, wollüstig — cospetto, signora, das war Violetta!... Und ich war jung damals und heißblütig und verfiel mir mit glühenden Augen das herrliche Mädchenbild, welches sich mir zeigte, und als sie endlich erschöpft innehielt und sich ladend in einen Stuhl fallen ließ, mit den kleinen Händchen die prächtigen Haarflechten ordnend, da beugte ich mich über die Brustung und rief händeklatschend brava, bravissima! Die Kleine sah überrascht in die Höhe und als sie bemerkte, daß ein fremder Officier ihre graciösen Tanzkünste bewundert hatte, sprang sie erröthend auf und eilte davon. Der Wirth aber lästete schmunzelnd sein fettes Köppchen und der Musikant bettelte mich um ein Trinkgeld an; nur der Abbate saß unbeweglich auf seinem Fleck und seine listigen Augen bligten zu mir herüber. Das war meine Bekanntschaft mit Violetta. Ich kam seit jenem Tage öfter in die Schänke, jeden Tag fast, bloß um meine mangelhaften Kenntnisse in der italienischen Sprache zu vervollkommen und Violetta war eine gute Lehrerin, obwohl sie sich oft krank lachen wollte, wenn ich sprach. Ich liebte Violetta heiß, glühend, leidenschaftlich und ich, signora, ich hätte sie zu einer guten Dösterreicherin gemacht und sie geheiratet; fühlte ich mich doch mit allen Fasern meines Herzens zu ihr hingezogen, wußte ich ja, daß ich nie, nie mehr im Leben wieder so lieben würde!... Dann kam ein Abend. Wir saßen Beide in einer Laube, Violetta war still geworden, sie lachte nicht mehr über meine Aussprüche; was ich damals gesprochen, ich weiß es jetzt nicht mehr, aber ich sagte ihr wie mir's um's Herz war und versüßte in jenen Augenblicken über einen Wortsatz, eine Gelächertöne, von der ich nie eine Ahnung gehabt; sie hatte die kleinen Hände gefaltet im Schoße liegen und sah zu dem tiefen, sternbesäeten Himmel hinauf; ihr Busen wogte stürmisch und in ihren Augen sah ich es zitternd glänzen; sie dudete es, daß ich den Arm um sie schlang, und als ich sie bebend um Antwort fragte, da erwiderten die süßen Lippen Nichts, aber die Feenaugen antworteten mehr, als es Worte im Stande waren; ich fühlte sie an meiner Brust liegen, ich fühlte den leisen, warmen Druck ihrer Hand und meinen Mund auf ihren heißen, bebenden Lippen... Hören Sie nicht ein Geräusch neben uns, signora — nicht? Wir schienen es so, denn damals, damals war es auch still, als ich mein Mädchen um Antwort bat und als ich ihren Mund küßte, hörte ich neben mir ein leises Zischen...

Man ist nur einmal glücklich, signora, nur ein einziges Mal; doch nicht Ruhm oder materieller Gewinn, oder befriedigter Ehrgeiz bilden diesen Sonnenstrahl im Menschenleben, nein, das höchste, bewunderndste Glück findet der Mensch nur in seiner ersten, heißen Liebe! Fragen Sie doch den Parvenü, der aus Nichts die höchste Stufe in der Gesellschaft erreicht hat, ob er sich so glücklich fühlt als damals, da er zum ersten Male ein leidenschaftlich geliebtes Mädchen küßte, fragen Sie den Millionär, der vom Bettelstabe zu goldgefüllten Truhen gelangte, ob er so felig ist wie einst, da er sich zärtlich geliebt wußte, oder — fragen Sie sich doch selbst, carissima! Freilich heutzutage, wo ein jedes Kind von Liebe, wie von einem abgedroschenen Thema spricht, wo jeder Junge, der lieber mensa decliniren sollte, son amour besitzt, wo Kinder auf Bällen herumgeschleppt werden, um ja frühzeitig den bon ton und elegante Tournüren zu lernen, jetzt freilich, im Zeitalter der Blasiertheit, fühlt wohl schwerlich Einer oder Eine tief und wahr. Es vergingen einige Tage der höchsten Glückseligkeit; ich lebte in einem beständigen Taumel, ich konnte mein Glück nicht fassen, nicht

glauben. Eines Tages kam ich wieder — ich traf nur den Wirth, Violetta war bei einer Freundin, am zweiten Tag war sie bei einer Tante, am dritten war sie, was weiß ich wo; mir kochte das Blut, wenn ich den Wirth mit dem freundlichsten Grinsen der Welt mir diese Auskünfte geben hörte — kurz und gut, ich konnte Violetta nicht mehr sehen. Nach Sonnenschein folgt Regen — so war's auch hier. Alle Versuche, das Mädchen zu sehen, waren vergebens. Meine schüchternen Anspielungen auf eine Verbindung mit Violetta fanden beim Wirth sehr energischen Widerstand; sein sonst so glattes, freundliches Gesicht wurde ernst, finstern fast und seine Augen bligten, wenn er mit einer hastigen Handbewegung das angelegte Thema abbrach. Ich war sehr unglücklich, signora, manchmal saßte mich die Verzweiflung und ich durchstürmte die ganze Umgebung, um mein Mädchen zu finden — umsonst. Da traf ich eines Tages einen kleinen Fagino, der mich aufmerksam musterte und mir nach beendeter Musterung einen Zettel gab. Er war von Violetta — sie wollte mich sehen, sie habe mir früher nicht schreiben können, heute müsse sie mich sprechen. Der Ort war angegeben, die Stunde auch — gegen Mitternacht. Diese Zeilen hatten allen Kummer von mir genommen; mein Entschluß stand fest, ich hielt Violetta bei mir, kein Mensch sollte sie mir entreißen. Die Stunde kam, es war heller Mondschein, der zauberisch über die wilde, romantische Gegend floß, links vom Wege beim Crucifix starre, dunkle Felsen, rechts eine schwarze, gähnende Schlucht. Ich hörte Schritte, leichte, schnelle Schritte, ich breitete die Arme aus nach der geliebten Gestalt, ich fühlte wieder den klopfenden Busen an meiner Brust, die schwellenden, zarten Lippen auf meinem Mund! Was sie mir erzählte hatte ich geahnt, der Vater wollte nichts von einer Verbindung mit dem Feinde seines Landes wissen, er hatte sie mit Vorwürfen überhäuft und sie schließlich zu einer zwei Stunden weit entfernten Tante geschickt. Das Mädchen hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen, ich hörte sie krampfhaft schluchzen, ich hörte ihre heißen, leidenschaftlichen Schwüre und da hat ich sie mit mir zu gehen, dem Orange, der Stimme ihres Herzens zu folgen, trotz Vater, Vaterland und Gott! Sie legte die Hände auf meine Schulter und die flammenden Augen sahen mich an heiß und innig. Ich folgte Dir, wohin Du willst, denn ich bin Dein!... Wie das Zischen einer Ratter tönte es plötzlich hinter mir — ich fühlte mich mit einem Ruck emporgehoben, am Rande des Abgrundes schweben, da saßte ich mich — eine Wendung, daß mir die Glieder krachten und ich hielt eine schwarze Gestalt in meinen Armen, ich sah in das todbleiche, verzerrte Gesicht des Abbates... Wir rangen knirschend, guckend, lautlos, ich war stark, aber er war geschmeidig wie eine Schlange, schon hielt ich ihn in der Luft — noch ein Ruck — er war meinen Händen entschlüpft, ein Schlag hatte mich fast betäubt — im schimmernden Mondlicht sah ich ihn davon huschen wie ein Blitz — zu meinem Mädchen — Violetta... Maledetto, signora, ein Fluch — ein gelender Schrei — die Beiden lagen zerschmettert in der Tiefe... Feliceissima notte! D. C. Waldau.

Alte Jungfern und Junggesellen.

Eine Betrachtung von Karl Stugau.

Ich habe es nie recht begreifen können, wie es kommt, daß der Titel „alte Jungfer“ zum Stachelblatt häßlichen Wißes geworden ist. Kein guter Mensch verhöhnt doch einen Buckeligen, Einäugigen, Hinfälligen oder sonst Verkrüppelten. Niemand spottet eines Kranken oder schuldlos Verarmten; ja, wer einiges Zartgefühl hat, vermeidet sorgfältig jedes Wort, das einen von Natur oder Schicksal stiefmütterlich Bedachten an sein Unglück erinnern konnte. Warum wird ein altes Mädchen solcher Schöpfung nicht auch theilhaftig? wenn es ihr an körperlichen Reizen, an Vermögen, an einflussreichen Familienverbindungen, an Gelegenheit, rechtzeitig passende Bekanntschaften zu machen oder an Gesicht und Reizung gebricht, durch Künste der Kofetterie Männer an sich zu fesseln, und wenn sie in Folge dessen, wie der landläufige Ausdruck lautet, „sitzen bleibt“, ist es ihre Schuld? Wenn aber nicht, warum verspottet man sie? die Sache ist wohl werth, näher untersucht zu werden.

Es hieße vornehmlich urtheilen, wollte man alle Diejenigen, welche über alte Jungfern schlechte Wiße machen, der Gefühlsroheit und Lieblosigkeit beschuldigen, denn, gestehen wir es nur: wenige von uns Männern, selbst die gutherzigsten und zartfühlendsten nicht ausgenommen, werden, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollen, von sich behaupten können, sie hätten sich über die Zukunft der alten Mädchen niemals lustig gemacht. Man muß also entweder über unser ganzes Geschlecht, als über eine ruchlose Spötterrotte den Stab brechen, oder annehmen, daß das, was in alten Jungfern unsere Spottlust reizt, einen von unserer Denkart unabhängigen Grund habe. Ich glaube, daß letzteres der Fall ist.

Wenn wir auf der Straße einen gravitätisch einherstreichenden Mann sehen, der plötzlich ausgleitet und im Versuche, sein verlorenes Gleichgewicht wieder zu gewinnen, groteske Körperverrenkungen macht und mit den Händen täppisch in der Luft herumspitzt, so übt dieser Anblick wider Willen komischen Eindruck auf uns, wir müssen lachen, obwohl wir uns nicht verhehlen, daß der Mann möglicherweise zu Fall kommen und sich beschädigen könnte. Sehen wir dagegen einen hinfälligen Greis oder ein kleines Kind straucheln, so bleibt die komische Wirkung aus. Wie kommt das? Im letzteren Falle geschieht etwas, was der Natur gemäß ist, was mit der Unschicklichkeit des Greises und Kindesalters in Uebereinstimmung steht. Strauchelt aber ein Mann, so erscheint es uns ungerecht, weil es mit der Kraft und Gewandtheit, welche wir bei einem Menschen im erwachsenen Alter voraussetzen, im Widerspruch steht. Eine ähnliche Ungerechtigkeit liegt schon in dem bloßen Begriff „altes Mädchen“. Sind wir doch von Kindesbeinen an gewöhnt, unter einem Mädchen ein weibliches Geschöpf zu verstehen, dessen wesentliches Merkmal die Jugendlichkeit ist. Ein altes Mädchen erscheint uns daher als ein lecker Widerspruch, etwa wie die Begriffe: junge Matrone, alter Knabe, feiger Held oder dergl. Wenn wir uns daher über alte Jungfern gern lustig machen, so ist nicht des Einzelnen Bosheit oder Spottlust, sondern die Einrichtung des menschlichen Vorstellungsvermögens daran schuld. So wenig wir dafür können, wenn das Erhabene uns Ehrfurcht und Bewunderung einflößt, das Hässliche uns rührt, so wenig können wir dafür, wenn das Ungereimte komisch auf uns wirkt.

Wie kommt es aber, kann man fragen, daß alte Junggesellen, welche doch auch, wie schon der Name sagt, einen Widerspruch in sich schließen, unsern Hohn nicht oder doch wenigstens in weit geringerem Grade herausfordern, als alte Mädchen? Ich habe keinen anderen Grund für diese unleugbare Thatsache auffinden können, als einen solchen, welcher der menschlichen Natur nichts weniger als zur Ehre gereicht. Ich will mich über diesen Auspruch näher erklären.

Das Weib ist durch Sitte und Herkommen und selbst aus physiologischen Gründen darauf angewiesen, in Verkehr mit dem anderen Geschlechte die Initiative des Mannes abzuwarten. Ein Mädchen, das auf den Ball geht, muß, und wenn ihr die Tanzlust noch so sehr in den Füßen prickelt, geduldig warten, bis Jemand kommt und sie zum Tanze auffordert. Ebenso muß sie es einem günstigen Geschick überlassen, ob sie das Wohlgefallen eines Mannes in dem Maße erregt, daß er sich um ihre Gunst bewirbt und sie zur Ehe begehrt; sie kann

sich bei noch so großer Lust, unter die Haube zu kommen, nicht selbst antragen; Anstand und gute Sitte verbieten ihr, Männern den Hof zu machen. Sie hängt in Beziehung auf die wichtigste Frage, die es im Frauenleben gibt, nämlich, ob sie einen Mann bekommt, oder sitzen bleibt, von Zufälligkeiten ab, die sie meist mit dem besten Willen nicht beherrschen kann. Wie wäre es sonst möglich, daß manche Mädchen, die sehr wenig Einnehmendes haben, ja oft weit mehr geschaffen scheinen, einem Manne die Ehe zur Hölle statt zum Himmel zu machen, Abnehmer finden, während die lebenswürdigsten Geschöpfe, wahre Engel an Sanftmuth, Güte, Selbstverleugnung, Mädchen, welche das Zeug in sich hätten, die vortrefflichsten Gattinnen und Mütter zu werden, leer ausgehen und einsam, verlassen, freudlos durch's Leben wandern müssen?

Bei den Junggesellen ist die Ehelosigkeit meist freie Wahl, denn ein Mann findet, wenn er nicht abschreckend häßlich und nicht allzu wählerisch ist, fast immer eine Frau, die es mit ihm wagt, vorausgesetzt, daß er eine solche ernähren kann und er sich die Mühe der Werbung nicht verbüßen läßt. Bleibt er ledig, so thut er es — wenigstens muß man so annehmen — weil der Junggesellenstand seinem Geschmack mehr zusagt, als das Leben im Ehejoch. Ein Mensch nun, der das, was er für das größere Gut hält, dem kleineren, das, was er für das kleinere Uebel hält, dem größeren vorzieht, handelt ganz vernünftig, bietet uns daher keine Blöße dar, welche ihn in unsern Augen lächerlich macht.

Von alten Mädchen glauben wir nicht, daß ihr Verharren im ledigen Stand eigene Wahl sei; selbst wenn wir sie verführen hören, daß dem so sei, verhalten wir uns skeptisch und denken an den Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen; wir nehmen, freilich oft mit Unrecht an, daß sie eben keinen zu fesseln wußten und daß sie das Schicksal der Ehelosigkeit nur mit Bedauern tragen. Sie haben den Schaden und dürfen daher für den Spott nicht sorgen. Ohne daß wir uns dessen bewußt sind, mischt sich in den Kegel über das Ungereimte des Begriffs altes Mädchen eine geheime und in den meisten Fällen ganz ungerechtfertigte Schadenfreude. Gerade nun hierin liegt das Verlehrte, Ungerechte und Kiebloße, daß man ein altes Mädchen ob des nicht gewollten und nicht verschuldeten Loses der Ehelosigkeit verspottet, während man den alten Junggesellen, der es ja, wenn er wollte, anders haben könnte, mit Spott unbedacht läßt.

Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß manche derselben Eigenschaften an sich haben, welche sie unliebenswürdig machen und welche die Kiebloßigkeit, womit ihnen im Leben begegnet wird, einigermaßen rechtfertigen. Es gibt alte Jungfern, welche durch Bissigkeit, durch Hang zur Meßsance, durch schonungslose Uebung eines unberufenen Sittenrichteramtes, durch Neid und Scheelucht besonders gegen jüngere Mädchen und Frauen, bisweilen auch durch eine mit ihren Reizen und ihrem Alter nicht im Einklang stehende Putz- und Gesalbsucht sich auf unangenehme Weise bemerklich machen. Allein ist es recht und billig, um dieser Einzelnen willen die ganze Classe leiden zu lassen? Als ob es nicht auch junge Mädchen und Frauen gäbe, die den Teufel im Leibe haben. Ist es außerdem ein Wunder, wenn sich bei einem Geschöpf, das ursprünglich vielleicht die besten Gemüthsanlagen hatte, das aber durch die Ungunst äußerer Lebensverhältnisse sich seiner natürlichen Bestimmung entrückt und unverduldend in seinem Ardeut auf die beseligenden Freuden und Pflichten der Gattin, Hausfrau und Mutter verzückt sieht, wenn sich bei einem solchen Geschöpf, sage ich, allmählig eine gewisse Verbitterung des Gemüthes einnistet, die gelegentlich nach Außen sich Luft macht.

Und dann, wissen wir denn, weshalb dies oder jenes Mädchen nicht heirathet? Bei gar manchen derselben birgt der Entschluß, unvermählt zu bleiben, vielleicht einen ergreifenden Roman des Herzens, eine unstillbare Trauer um einen früh verstorbenen Freund, dem sie in schwärmerischer Pietät Treue bis über's Grab gelobte, oder die rührende Unverdorbenheit eines weiblichen Jacob, die hart und hart von Jahr zu Jahr, bis die Hindernisse, die der Vereinigung mit dem Geliebten entgegenstehen, endlich beseitigt sind; oder den edlen Trost einer feinsühlenden Frauennatur, die lieber auf das Glück des Familienlebens ganz verzichtet, als daß sie es mit einem anderen als dem Ernährten theilte. Wie tief würden wir vor mancher dieser verspotteten alten Jungfern den Hut ziehen, wenn uns ein Einblick in die geheime Geschichte ihres Herzens gegönnt wäre!

Man sucht alle Mädchen mit dem Hinweis auf so viele unglückliche Ehen zu trösten. Wahr ist es, daß den Unvermählten viele Sorgen, Kummernisse, Mühen und Leiden erspart bleiben, welche das eheliche Leben vergällen. Allein nicht bloß hoffen, sich freuen, beglücken und beglückt werden, in holden Kindern sich verjüngt sehen, sondern auch fürchten, sorgen, für Andere zittern und bluten, heißt leben. Das Leben in der Ehe ist also immer ein vollständigeres und unter allen Umständen naturgemäheres, als das Leben außer der Ehe, selbst wenn das letztere der Schmerz und Leiden weniger zählt.

Dagegen dies bis zu einem gewissen Grade von dem Manne so gut gilt als von dem Weibe, so ist doch der Junggeselle schon dadurch im Vortheil, daß ihm auch außer der Ehe ein weites Feld nützlicher Thätigkeit erschlossen ist. In dem Wirken und Streben für allgemeine Interessen, in der Ausbildung und Verwerthung der ihm verliehenen Kräfte und Anlagen kann er für die Freuden des Familienlebens Ersatz suchen und finden; sein Leben geht nicht in der Familie auf, wie das des Weibes. Dieses, wenn ihm der Wirkungskreis als Gattin, Hausfrau und Mutter verschlossen bleibt, ist ihrem eigentlichen Element entrückt. Dafür gibt es keinen Ersatz, und wenn ein altes Mädchen im Golde stärke bis an den Hals.

Der Mann ist, was er ist, durch sich selbst, er leuchtet wie der Fignern durch sein eigenes Licht. Die bürgerliche Stellung, das Ansehen, der Ruhm eines irgendwie hervorragenden Mannes bleibt sich gleich, ob er verheiratet oder ledig ist. Was kümmert es uns, ob Homer, Berlikos, Plato, Raphael, Shakespeare, Lessing, Mozart zu Hymens Fahnne geschworen hatten oder nicht? Sie leben in der Geschichte so wie so fort.

Die Frau dagegen erhält ihren Platz in der bürgerlichen Gesellschaft, bisweilen sogar ein Plätzchen in der Geschichte erst durch den Mann. Gerade von den besten Frauen wird am wenigsten gesprochen, denn der schönste Theil ihres Strebens und Wirkens fällt in den engen Kreis der Familie. Von den Heldenthaten, welche weibliche Liebe, Pflichtenfüllung, Selbstverleugnung auf diesem Felde verrichten, berichtet die Geschichte nichts. So wenig als dem Mimen scheidet die Nachwelt einem braven Weibe Kränze.

Der Mann ist in dem harten Kampf ums Dasein viel begünstigter als die Frau, ihm stehen tausend Erwerbsquellen offen, die den Frauen verschlossen sind.

Ein Mädchen, das nicht von seinen Renten leben kann, ist also auf das Dienen, auf Nadelarbeit und das Verfach angewiesen. In den seltensten Fällen kann sie sich selbstständig machen und das nur in wenigen Erwerbszweigen, z. B. als Modistin, Kleidermacherin, Lehrerin, und einigen anderen. Von manchen Berufsarten wird sie ausgeschlossen, nicht aus Mangel an Kenntnissen und Geschick, sondern durch Sitte und Vorurtheil.

Bis die Möglichkeit geschaffen ist, daß auch Mädchen, welche ihre Verpflegung durch einen Eheband nicht finden, ein menschenwürdiges Dasein führen, nach dem Maße ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten auf

erbare Weise ihren Unterhalt gewinnen und in verhältnißmäßig selbstständigen Stellungen der menschlichen Gesellschaft sich nützlich machen können, bis dahin wollen wir die armen alten Mädchen mit unseren schalen und lieblichen Wigeleien verschönern und mit den kleinen Zeslern und Schwächen, die ihnen ankleben mögen und die sich aus ihrer unbefriedigenden Lage nur allzusehr erklären, großmüthige Nachsicht üben.

Im Walde.

Von Fr. W.

Pierre-Élie, Baron von Mirmaigne, mit welchem das sehr alte und edle Geschlecht der Herren von Perche endigt, verläßt eines Morgens sein kleines Waldschloß, wo er seit sechzig Jahren ganz allein lebt. Indem er seiner glänzend schwarzen Diana preist, nimmt er Flinte und Jagdtasche; darauf sündet er seine kleine Pflanze an, auf deren Kopf ein Kanbuck mit einem deutschen Reiter Tarok spielt. Schnellen Schrittes schreitet er dahin durch den hohen Wald, dessen Bäume die jetzt kahlen Aeste weit hinausstrecken. Da und dort sieht niederes Gefträuch, die biegsamen dünnen Zweige ineinandergeschlungen und wie und da, wenn ein Windstoß die Bäume rüttelt, fallen die abgestorbenen Zweige auf den hügeligen Boden.

Und überall Schnee! Wie ein glänzender Hermelinschmuck erscheint die weiße Decke, die über die Erde gebreitet ist. Majestätisches Schweben herrscht unter den Bäumen, deren kahle Aeste sich hoch oben wie zu einem weiten Gewölbe vereinigen. Nur Diana's Gebell unterbricht die Stille und läßt die Vögel erschreckt umherflattern. In der Ferne hört man auch manchmal unter dem leichten Tritt eines Firsches die abgefallenen Zweige knistern.

Der Baron jagt nicht; er träumt von seinem einsamen Herde, von seinem unnützen Leben.

Er ist reich, ja, aber zu was dienen die Reichthümer? und welcher Reichthum wäre so mächtig, daß er vor der Langeweile schützen könnte? Er liegt in Gedanken versunken um eine Ecke des Waldweges und findet sich plötzlich einem Weiße gegenüber.

Sie ist arm, bleich und ermüdet und trägt die Witwentrauer. Furchtsam bleibt sie stehen, denn sie zieht einen nothdürftigen Schlitten, auf dem ein Bündel Reisig lag, und vielleicht hatte sie kein Recht, das aufzuliegen.

Mit strengem Ton und ein wenig spöttisch fragt der Baron: „Ah, meine Güte, Ihr kommt und brecht mein Holz; woher seid Ihr? Wie heißt Ihr?“

Noch mehr eingeschüchtert, antwortet sie: „Ich heiße Clotilde, bin die Witwe von Michael Blanc und wohne in dem Dorfe Carrenove, zwei Stunden von hier. Man hat mir gesagt, der Baron sei ein guter Herr; ich habe nicht gewagt, ihn zu bitten, daß er mir erlaubt, hier Holz zu sammeln. Am Waldesrand hab' ich's aufgefunden; mein Mädchen und mein kleiner Knabe frieren so sehr.“

„Der Baron bin ich, Frau Clotilde; man hat Sie getäuscht, ich bin nicht gut.“

Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und fragte kurz: „Zwei Kinder?“

„Ja.“

„Euer Gewerbe ist die Bettelei?“

Sie richtet sich ein wenig stolz auf. „Ich arbeite“, sagt sie. „Im Winter spinne ich, im Sommer gehe ich in den Tagelohn. Wir hatten unser Auskommen; aber die Krankheit meines Mannes hat unsern gesparten Nothpfennig aufgezehrt. Als Michel vor zwei Jahren starb, hatten wir nichts mehr.“

„Nun, und euer Spinnrad?“

„Ich hatte zwei Monate das Fieber und Almosen wollte ich nicht erbitten.“

„Hochmuth.“

„Nein; aber wenn man sich daran gewöhnt, vor die Thüren zu gehen und zu betteln, arbeitet man nicht mehr. Ich will nicht, daß Michel's Kinder ihr Brod betteln.“

„Es ist gut“, sagte der Baron und schloß sein Buch wieder in die Jagdtasche. „Laßt das Holz hier, Frau Clotilde und geht wieder nach Hause.“

Das arme Weib wirft einen langen traurigen Blick auf die kleine Reisigwelle. Sie gebickt ihrer frierenden Kinder, langsam rollen zwei Thronen über die bleichen Wangen und indem sie sich entfernt, murmelt sie leise: „O Herr, erweiche die harten Herzen der Reichen!“

Zwischen sind die Kinder allein. Mit freudigem Jubel verfolgt der kleine Knabe die Bewegungen des Schwesterchens, das mit der jungen Kage spielt. Er hat ein Stück Papier an einen Bindfaden gebunden und läßt dasselbe bald da, bald dort auf den Boden tanzen und sorglos fröhlichen Lachen entströmt den jungen Kehlen, wenn die flinke Kage in immer tolleren Sprüngen den Papiermännchen zu erschaffen sich bemüht.

Es ist ein kleines, armseliges und dunkles Gemach. Die theilweise zerbrochenen Fensterscheiben, die nothdürftig mit Papier verklebt, können die kalte Winterluft nicht abhalten. Ein dürftiges Strohlager, zwei alte Stühle, ein Herd, auf welchem ein schwaches Holzfeuer langsam brennt, ein paar Küchengeräthe: das ist die ganze Einrichtung der Hütte, deren Bewohner bis vor noch nicht langer Zeit, wenn auch niemals im Ueberfluß, so doch glücklich und zufrieden mit dem hinreichenden Auskommen gelbt. Das Glend ist eines Abends in die Hütte eingelehrt und hat dieselbe nicht mehr verlassen.

Wenn der Baron dieß Alles sehen könnte, gewiß sein Herz würde von Mitleid bewegt werden.

Mit langsamen Schritten und leeren Händen geht die Witwe dahin. Eine Weile, die zweite heute, hat sie zurückgelegt. Traurig denkt sie an das trockne Holz, das sie mühselig gesammelt; sie hatte ihren Kindern durch ein helles warmes Feuer eine Freude bereiten wollen; es war ja so selten, daß der Kamin rauchte!

Der Baron von Mirmaigne träumt nicht mehr. Seine Pfeife ist ausgegangen und schnellen Schrittes verfolgt er den Weg nach seiner Behausung.

„Holla, Jakob!“ ruft er seinem Diener, „schnell gehe an den Kreuzweg; dort steht ein Schlitten mit einem Reisigbündel. Nege gutes Holz vom vorigen Jahr dazu und den größten Schinken, den Du hast; hörst Du, den allergroßten. Auch ein Fäßchen Wein, das noch nicht angebrochen ist, und ein par warme Decken und Kleidungsstücke.“

„Und was dann, Herr Baron?“

„Was dann? Dann werden wir uns beide vor den Schlitten spannen, aus aller Kraft ziehen und der Witwe Clotilde in Carrenove, die eben sehr betrübt weggegangen, ein großes Vergnügen bereiten.“

Sie waren bald auf dem Weg und erreichten nicht lange danach das Dorf.

Als die arme Clotilde langsam und erschöpft vor ihrer Hütte ankam, sah sie einen dichten Rauch aus dem Schornstein steigen. Als sie eintrat, sah sie ein helles Feuer auf dem Herd flackern, Jakob kochte Suppe, das Mädchen ordnete die mitgebrachten Kleidungsstücke, der Baron trug die fröhlichen Knaben im Arm und Diana hatte mit der Kage Freundschaft geschlossen.

Sprachlos blieb die Witwe stehen.

„Frau Clotilde“, sagte der Baron, „es hätte Euch doch viel Mühe gekostet, den Schlitten durch den Schnee zu ziehen.“

„Ja“, sagte sie, „aber ich habe den ganzen Weg geweint.“

Der Baron verstand den Vorwurf. „Ihr habt eine kleine Strafe verdient. Das Evangelium sagt: Bitter und ihr werdet erhalten. Weinet nicht mehr, gute Frau; im Schloß ist Arbeit für euch in Hülle. Ihr und die lieben Kleinen sollt nie mehr Noth leiden. Die Reichen sollen den Armen helfen.“

Und der Baron half ihnen, und Gott lohnte ihn dafür, denn von da an hatte er nie mehr lange Weile, er war immer damit beschäftigt, den Armen Gutes zu erweisen, und sann stets auf ein Mittel, wie er am passendsten den Bedürftigen seine Hilfe zuwenden konnte. Er lebte nach dem Grundsatz, daß die Reichen dazu da sind, den Armen zu helfen.

Ein Abenteuer auf einer Hochzeitsreise.

Ein deutscher Prinz macht seine Hochzeitsreise. Am herrlichsten Frühlingssnamittage sitzt er mit seiner reizenden jungen Frau in der lauschigen Einsamkeit eines Tannenwaldes und schwelet im Hochgefühl seines Glückes. „Ob's wohl auf Erden zwei andere Sterbliche gibt, die so selig sind, wie ich und Du, theure Natalie?“ ruft er, ergötzt sich gen oben blickend. Ein Wort gibt das andere. Man ergeht sich in theoretischen Betrachtungen aller Art und kommt zu dem Schluß, daß es für die Möglichkeit des Glückes gleichgiltig sei, ob man in der Hütte oder im Palast wohne. Wie das Paar eben im besten Plaudern ist, kommt ein junger Bauer, lustig singend, des Weges daher. „Geliebter“, raunt die Prinzessin ihrem Gatten in's Ohr, „laß uns den Landmann fragen, ob auch er das Glück kennt und versteht wie wir!“ „Gut!“ sagte der Gatte lächelnd. „Fragen wir!“ Er winkt den Landmann heran.

„Sagt, mein Freund“, beginnt er, nachdem er den Menschen durch einige Vorfragen vertraulich gemacht, „seid Ihr eigentlich glücklich?“ „Wie meint der Herr das?“ „Nun, ob Ihr mit Eurem Schicksal zufrieden seid?“ „Freilich“, versetzt der Bauer. „I wüßt nüt, was mir abging. I hob' mei gutes Auskommen; Frau und Kinder sind, Gott sei Dank, gesund, Eße und Trinke' schmekt mir, und von Sorgen und Aerger weiß i halt gar Nix.“ „So!“ sagt der Prinz behutsam. „Aber befindet Euch doch einmal: habt Ihr im Ernste gar keine Sorgen? Erwächst Euch nie und nirgends einmal ein Verdruß?“ „Das i nüt wüßt! Höchstens — nun ja — das steht richtig! Manchmal, ja...“

Die Prinzessin horcht auf. „Nun“, ermuntert der Prinz, „sprecht ungenirt! Was habt Ihr zu klagen?“ „Ja“, sagt der Bauer, sich hinter dem Ohr kratzend, „manchmal hob i halt wos mit mein Weib. Schauen's, so am Sonntag... Unter der Woch' gang' i halt nüt viel in's Wirtshaus; oder wenn i gang', trink i halt ein Glas oder zwei. Des Sonntags aber — no, Ihr wüßt's halt, wie's da geht. Do sitzt man bei em gute Freund, und da kommt zum zweiten Glaßel das dritte — no, und wenn der Förster kommt, trinkt mer auch a viertes oder a fünftes, und dann kommt der Herr Lehrer, der a gar lustiger Herr ist, und da trinkt mer a sechstes und a siebent's, und zuletzt kommt der Feldgendarm, der hat an Durst, über den geht gar Nix, und da trinkt mer a acht's und a neunt's, und manchmal auch a zehnt's und a elft's... Und wann i nu gar a zwölft's trinke und komme heim und bin a bißel fidel, dann fängt mei Weib an zu keifen und zu reznornen...“ „Was“, unterbricht ihn die Prinzessin entrüstet, „Ihr wollt Eure arme Frau noch anklagen, wenn sie über Euch schändlichen Trunkensold in Verzweiflung geräth? Ihr seid ja auf ganz abentheuerlichem Wege! Zwölft Glas! Und das erzählt Ihr mit lachendem Mund! Bedenkt Ihr denn gar nicht, daß bei solchem Lebenswandel schließlich der ganze Hausstand rückwärts geht, daß die Kinder miffrathen, wenn der Vater ihnen dies schändliche Beispiel gibt? Könt Ihr denn nicht vergnügt sein ohne diese gräßlichen Ausschweifungen?“

Da stößt der Bauer den Prinzen augenzwinkernd mit dem Ellbogen in die Seite und sagt mit einem verächtlichen Blick auf die erglühende Prinzessin: „Accurat wie mei Maree!“ Spricht's und verläßt mit einem Zodler den Schauplatz.

Notizen.

(Nihilisten in Paris.) Man schreibt uns von dort unter dem 24. v. M.: Seit einiger Zeit erhielt die Polizeipräfectur Briefe, in welchen ihr mitgetheilt wurde, daß russische Nihilisten in einem bestimmten Hause in Montrouge ihr Quartier aufgeschlagen haben. Die Briefschreiber fügten hinzu, daß das Viertel Gefahr liefe, in die Luft gesprengt zu werden, nachdem die Nihilisten eine große Quantität Nitroglycerin im Besitze haben, mit welchem sie Explosionsbomben verfertigen. Schließlich wurde um die Intervention der Polizei angefleht. Es wurde im Stillen eine Untersuchung eingeleitet und nachdem sich die mitgetheilten Daten als richtig erwiesen, erschien gestern Morgens ein Beamter der Präfectur mit mehreren Polizeianten und einem Chemiker in dem bezeichneten Hause Nr. 23 der Rue des Artilles in Montrouge. In einem niederen Zimmer fand man drei Männer, welche bei dem Anblick der Polizeianten die Papiere, die auf dem Tische lagen, verbergen wollten. Hieran wurden sie indessen behindert. Der Beamte der Präfectur notirte die Namen der Fremden, von welchen sich der eine Ivanoff, der andere Florovitch nannte. Der Dritte soll ein Franzose und der Eigentümer des Hauses sein. Man fand bei hundert Violinen mit einer lichten Flüssigkeit, welche der Analyse unterzogen werden wird. Man besetzte ferner eine umfangreiche Correspondenz, in der sich auch einige Briefe der Nihilistin Joffe Helfmann befanden, mit Beschlag.

(Die Bank von England.) Bei einem Diner, welches der Lord-mayor zu Ehren des Gouverneurs und der Directoren der Bank von England gab, machte der Gouverneur der Bank, Mr. Bishp, folgende interessante Mittheilungen über das Institut: „Die geschäftlichen Transactionen der Bank von England werden von benjamen keines anderen Bankinstitutes in der Welt erreicht, da sie mit einem gewöhnlichen Bankgeschäft die Verwaltung der Nationalanleihe und die Ausgabe und Einlösung des größten Theiles des Notenumlaufs des Landes verbindet.“

Eine Idee von der Größe dieses Werkes kann man sich bilden, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 236,500 Conto-Corrents in dem Staatsfond existiren, daß im letzten Jahre über 15¹/₂ Millionen Banknoten ausgegeben wurden, welche eine Summe von 338,000,000 Pfd. Sterling repräsentiren, daß ein gleicher Betrag getilgt und ein genaues Register jeder Operation geführt wurde, so daß jede Note, welche im Verlaufe der letzten 5 Jahre in der Bank eingezahlt wurden, in wenigen Minuten producirt werden kann, nebst der Angabe darüber, wie dieselbe ihren Weg in die Bank gefunden, obgleich das Register 77 Millionen Noten repräsentirt, die in 15,500 Kisten aufbewahrt sind. Aneinander gehocket würden die Banknoten eine Länge von 12,500 Meilen erreichen.“

(Das Taschengeld Friedrich's des Großen.) Daß Friedrich der Große, als er noch zu den Kleinen zählte, von seinem Vater sehr knapp gehalten wurde, ist bekannt. Eine interessante Illustration hiezu bringt aber „Der Fürst“ in einem Verzeichniß der Ausgaben Friedrich's, da er ein Knabe von acht Jahren war; es lautet: „September 1719. Den 3. in den Klingelbeutel 16 Groschen; an den Jäger vor den Hund 2 Thaler; den 6., 10., 17. in den Klingelbeutel je 16 Groschen; und 17. in das Becken 16 Groschen; den 21. dem Jäger, so die Globen nach Berlin gebracht, 1 Thaler 8 Groschen; den 24. in den Klingelbeutel, den 25. an Hammelking, der das grüne Kleid gemacht, 2 Thaler; den 27. bei der Krönung aus Wasserhausein an die Bettmädchen 16 Groschen; 2 Thaler; vor die Pfeife zurecht machen 4 Groschen; an die beiden Katakien von S. M. dem König und der Königin, so aufgewartet haben, 1 Thaler 8 Groschen; vor zwei Farbenschächeln 16 Groschen; vor sechs Pfund Puder 12 Groschen; vor Stiebelententöpfe 2 Groschen; vor zwölf Ellen Haarband 1 Thaler 9 Groschen; in Mittelwalde 2 Groschen; in die Krumbüchse 2 Groschen; an den Boten, welcher die Hunde von Berlin gebracht, 12 Groschen; vor den Hirschfänger zu schleifen 2 Groschen; vor weiß Rundschur zu klatschen 4 Groschen; an einen Jungen aus dem Felde, welchen die Hunde geiffen, 4 Groschen; an einen Musiker vom 2. Bataillon, so Se. Hoheit zu Gerathen gebeten, 2 Thaler; vor einer lebendige Schnecke 2 Groschen; vor einen Hirtenjungen, so den todtten Hund weggetragen, 1 Groschen; vor Pulver und Trinkgeld an den Kanonier, welcher zu Schützendorf feuerte, 1 Thaler 8 Groschen; vor die königlichen Knosche zu Bier in Schützendorf 3 Thaler; vor einen Nothfellen 11 Groschen; vor Nagel und Löschpapier, die Globus einzupacken, 4 Groschen; die Schuh auf'n Reifen zu schlagen

1 Groschen; an einen Armen 2 Groschen; an einen Reithoch, welcher die Mundierung herausgebracht, 2 Groschen; an die alte Castellain zu Wasserhausein 16 Groschen, Summa 23 Thaler 11 Groschen.“ Unter diese Rechnung schrieb der König: „Mit diese Rechnung bin ich zufrieden und soll hiermit quittirt sein, aber zukünftig, wenn meine Lakaien, Kutscher und Knechte Freigehalten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Freigehalten und ich sind einerei, sonst bin ich mit allen zufrieden vor die gute Haushaltung. Friedrich Wilhelm.“

(Sparhaken.) Ein Bauer probirt seinem kleinen Buben im Hutmacher-Gewölbe einen sehr großen Hut. Hutmacher: „Der Hut, den Sie heraufgeschickt haben, ist ja dem Buben viel zu groß!“ — Bauer: „Dees is ja recht — mit der Zeit wachst er schon 'nein.“

Ein Knabe, der nur sehr unregelmäßig die Schule besuchte, wurde einst bei der Prüfung im Sprachunterricht gefragt: „Wie viel Zeiten gibt es?“ — „Drei.“ — auf weitere Frage des Schulinspectors: „Wie heißen sie?“ — antwortete er dreif: „Guten Morgen, guten Tag und guten Abend!“

(Kunfverständig.) In einem Concerte fragte ein Herr seine Nachbarin: „Wie gefällt Ihnen dieses Haydn'sche Quartett?“ Die Dame erwiderte: „Ganz gut, nur etwas schwach belegt.“

(Deconomisch.) Butterfrau: „Heute hab' ich wieder so gute Butter, wie neulich, Madame!“ — Hausfrau: „Ach geben Sie mir lieber eine schlechtere, sonst ist mein Mann zu viel davon!“

Der Deserteur.

Eine Soldatendichtung aus der Schlacht von Custozza.

Von D. C. Waldau.

„Das war ein heißer Kampf, fürwahr, es war ein blutig eiseren Ringen, Im Herzen fühl' ich wunderbar des alten Heldenliedes Klingeln! Mir ist, als wär' mein Arm noch stark, als fühl' mein Blut ich heißer rollen, Als wär' verjüngt mein altes Mart bei der Beschüße donnernd Grollen! Custozza's Fluren sind gefüllt vom Blute un'rer Heldenhähne, Doch aus dem blut'gen Boden quillt ein Denkmahl reich, in Strahlenhähne; Ein Denkmahl, das noch jahrelang den Kindern Deßreichs wirt beweisen, Daß hier ein scharfes Schwert sich schwang und Deßreich's Krieger Helben heißen!... Aus ich hab' einst zu Deßreich's Ehr' gekämpft in jungen, schönen Jahren, Als dieser Arm nicht altersschwerer und noch kein Schnee auf meinen Haaren. Den Vater Albrecht's sah ich kühn bei Alpen seine Fahne schwingen, Wie war mir wohl im Kampfe d'rin, wie rief so hell des Hornes Klingeln! Wir haben fest den Sturm gemacht, dem Korien ward es heiß im Dampf, Und Kunde ward der Welt gebracht, daß nicht umahbar er im Kampfe!... Und jetzt muß ich, ein müder Greis, getrocknet, einarm, trocken leben, Ich, der ich einst zu Deßreich's Preis mein wiltes Herblut wolte geben! Das Schwert, das mir mein Kaiser gab, verachtend trat man es mit Füßen — Warum konnt' nicht ein ehrlich Grab in meiner Jugend mich umschließen! Ich hatte einmal einen Sohn, zum Krieger wollt' ich ihn erziehen, In seiner frühesten Kindheit leb' ich für Ebre ihn erglücken, Als höchstes Gut das Vaterland, für seinen Kaiser froh zu sterben, Mit blankem Schwerte in der Hand daselbst im Glüd und im Verderben! Wie lausch' er schweigend meinem Wort, die hellen Augen flammten prüfend, Wie zog er munter von mir fort für Vaterland und Ebre glühend. Ich sah als schmuckem Officier ihn einige kurze Jahre später — Und dann — ich könnte meinen schier — mein Sohn, mein Sohn ward ein Verräther

Das Schwert geweiht mit meinem Blut, die Treu', die er gelobt der Fahne, Vergaß mein Sohn in toller Gluth, in sinnberberem Liebeswahne! Von einem wälschen Weib gebannt, gerührt von Thränen, Weiberbitte Verriet er feig sein Vaterland und trat in un'rer Feinde Mitte!... Es ist vorbei — in Grabesgrund sint bald mein Leib so alt und schwer, Doch knirschend, in der Todesstund' werd' fluchen ich dem Deserteur!...“

Der alte Krieger schweigt und starrt, es preßt die Hand des Stuhles Lehne, Aus seinen trübten Augen rind er wild zu brennend eine heiße Thräne! Doch plötzlich zuckt er rümt empor, sein Herz steht still von Angst bekommen, Es hebt die Hand, es lauscht sein Ohr: wels' Stimme hat er brauß' vernommen? Und jetzt — der Alte beb't und schwankt und hat zu träumen nur gemeint — Ein junger, bleicher Krieger wandt herein zur Thür und grüßt und — weint! Bleich sein Gesicht, die Hand geballt und blutbesetzt der dunkle Noth, Es flüht mit Wehen die Gestalt sich matt und schwer auf einen Stoß:

„Vergib, mein Vater — es vergab mir Gott ja auch die Jugendstunde, Ich such' im Kampf das Heldengrab, daß ich die Ebre wieder finde! Ich fand kein Glüd in ih'rem Arm und keinen Frieden, Ruh' und Raht, Ich leb' in Gram, in Schmach und Harm, weil, Vater, Du gestraft mir hast! Und fort zog mich des Herzens Gluth zu führen all' die Schmach und Schande, Zu opfern freudig Gluth und Blut dem Kaiser und dem Vaterlande! — Und als er kam der Tag der Schlacht, da war das Lösungswort gesprochen, Der hat Erlösung mir gebracht, da ward des Fluch's Rann gebrochen! Der Kaiser hat, das Vaterland dies Kreuz gegeben mir zur Ehr' — Ich sterb' — vergib — reich Deine Hand — für Deßreich' stirbt der Deserteur!...“

Tobt fröhlich der Sohn, der Deserteur, der Alte blickt ihm in's Gesicht, Soll fröhlich er sich, soll weinen er? er sieht hinauf und schluchzt und spricht: „Gebt mir die Orden, gebt mein Schwert, daß ich es schwing' nach langen Jahren, Gott hat mein heiß' Gebet erhört, er nahm die Schmach von meinen Haaren! Er gab mir meinen Sohn zurück, er gab mein einzig Kind mir wieder — Und ich gebrochen auch sein Blick, als wär' er Krieger laut er nieder! Nimm jetzt zu deines Thrones Stufen, Herrgott, den Alten — nimm mich gleich, Ich kann ja ehrlieh, jubelnd rufen: Mein Kaiser hoch, hoch Deßreich!...“

Der Welle Lieben.

(Zwei Sonette an eine Dame.)

1.

Die Sterne sind am Himmel aufgegangen Und giesen in die Fluth ihr golden Licht, Nach einem dort in sonnenhellstem Brangen Kehrt sehnuchtsvoll die Welle ihr Gesicht! Hört du in Tönen, traurigen und bangen, Was zu dem Stern die helle Welle spricht, Sie singt und klingt von Liebesgram umfangen Ein sehnend Lieb, das aus dem Herzen bricht:

2.

„D hör' mein glühend, sehnuchtsvolles Fiehlen, Laß ruh'n auf mir den Blick so hell, so mild, Laß mich nicht in bangem Schmerz vergehen! Der Welle Liebe braußt und schäumt und quillt So mächtig, wie des Sturmes brausend Wehen — Und ich, ich liebe dich so leuchtend Sternensbild!...“

3.

Es blüht die Rose an des Baßes Saum Und spiegelt sich mit Lächeln in den Wogen, Die Welle leht sie an und atmet kaum Und fühl't sich doch so glühend hingezogen! Sie hat den Duft der Rose eingesogen Und sehnend spricht es aus der Welle Schaum: „Kennst du der Wellen wiltes Liebeswogen Du Blumenkönigin, du Göttertraum?“

4.

D willst du meinem Fiehlen freundlich lauschen, Darf ich dir sagen meiner Liebe Gluth, Wirst du nicht zürnen einer Welle Rauschen? Ist meine heiße Liebe eine hoffnungslose, So stirbt der Welle sehnuchtsvolle Fluth, — Denn ich, ich liebe dich zu zart, weiße Rose!...“

5.

Es war die Blüthezeit der wilden Rosen, Als ich dich fand, du Rose meiner Brust, Und alle Knospen sprangen auf vor Lust, Berausdet von der Schmetterlinge Kuden! Es hat mein Herz in jener Götterstunde Geträumt der Jugend wilden Wonnentraum — O, daß der Traum nur süßer, eiter Schaum, Daß Gist nur war der Kuß von deinem Munde!

6.

Du trugst den Frieden fort dem Ruhelosen, Der hürmbewegten Brust der Jugend Glüd — Schon lang ist's her — Doch den' ich gern zurück. Es war die Blüthezeit der wilden Rosen! D. C. Waldau.